

Sonntags-Beiblatt

Augsburger Postzeitung.

9. Januar

Nr. 2.

1853.

Dieses Blatt erscheint regelmäßig alle Sonntage. Der halbjährige Abonnementspreis 10 kr., wofür es durch alle königl. bayer. Postämter und alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Die Erzherzogin Maria von Steiermark, Mutter Kaiser Ferdinand des Zweiten.

Rede des Hofraths und Reichshistoriographen Dr. v. Hurter-Ammann, gehalten in der Plenarversammlung des Wiener Central-Severinusvereines am 9. Dec. 1852.

III. *)

Das letzte Mal habe ich Ihnen die Stamm-Mutter unseres geliebten Fürstenhauses dargestellt von ihrer tiefernsten und in Gemäßheit dieser Richtung auf ihre Kinder mit allartiger Fürsorglichkeit einwirkenden Seite. Ich habe Ihnen zugesagt, daß Sie dieselbe auch von der heitern Seite sollen kennen lernen. Wie aber, wenn ich voranschicke, daß bei Reisen unter dem mitgenommenen Geräthe der Erzherzogin ein Kästchen sich befunden habe, welchem sie bei dem Abpacken jederzeit besondere Aufmerksamkeit zugewendet, dem sie bei dem Eintreffen zu dem Nachlager immer vor allem Andern zuerst nachgefragt, so daß allgemein die Meinung obwaltete, es wären darin ihre kostbarsten Kleinodien verwahrt, indes es nichts anderes enthielt, als ein Bildchen mit dem Ordenskleide der Klarisserinen und einem Zettel: dasern sie auf einer Reise mit Tod abgehen sollte, sey ihr fester Wille, in diesem Gewande begraben zu werden; wenn ich dieses vorangehen lasse, werden Sie dann nicht sagen: wie läßt sich bei solcher Gesinnung, welche unsere Zeit sogar düster, trübselig und — wer weiß wie — nennen würde, von einer heitern und fröhlichen Richtung sprechen? Wie, wenn die Erzherzogin die mancherlei Festlichkeiten, welche zu Mailand ihrer Tochter, der künftigen Königin von Spanien, bereitet waren, „Leichtfertigkeit und Gaukelwerk“ nannte und ihre Margarethe von der Theilnahme daran zurückhielt, so sehr sie nur vermochte, wenn sie der „buhlerischen Komödien“ wegen, die zur Adventzeit gehalten würden, von den Strafgerichten Gottes sprach, ob deren Hereinbrechen bei solcher Frevelhaftigkeit sich nicht zu verwundern sey, werden Sie dann nicht meine Versicherung des heitern Sinnes der Erzherzogin mit einigem Mißtrauen aufnehmen.

Was ich so eben erwähnt habe, ist alles buchstäblich wahr und stößt dennoch dasjenige, was ich jüngst in Aussicht stellte, nicht um. Mir scheint, der Erzherzogin habe in hohem Grade die äußerst seltene Gabe innegewohnt, zu ermessen, was für jegliche Zeit sich schicke, was nicht. Die erwähnten Aeußerungen über die Festlichkeiten in Mailand knüpfen sich theils an die Ueberschreitung der Schranken des Zulässigen, theils an die Adventzeit, welche immer zu besonnenerem Ernste mahnen sollte; das Bild aber war nur eine sichtbare Erinnerung an das Wort, welches wir uns zu

*) Siehe Nr. I und II Seite 249, 259, 297, 307 des Jahrganges 1852. C. 10 C.

unserm Heile insgesammt öfter in Erinnerung zu bringen hätten: Gedanke, Mensch, daß du sterben mußt! Ich aber soll jetzt meines Wortes eingedenk seyn, Ihnen die Erzherzogin von ihrer heitern Seite vor Augen zu stellen.

Diese zeigt sich schon darin, daß jede Freude, die ihren Kindern zu Theil ward, den reinsten Wiederhall in Mariens mütterlichem Herzen fand. Es drängt sie, dem Bruder mitzutheilen, welchen Jubel übersendete Apostel bei ihrer Anna geweckt hätten. Den fünfjährigen Ferdinand hatte der Oheim auf Neujahr ebenfalls mit einem Geschenke bedacht. Des Knaben Freude war die Freude der Mutter, die ihrem Bruder schreibt: „Der Topf ist ihm noch lieber, als die Pferde. Ich bin nicht im Stande, Dir Alles zu schreiben, was er mir an Dich aufgetragen hat. Er spricht unablässig von seinem frommen, lieben Herrn Vetter. Stets wiederholt er, wie lieb Du ihm seyest; wie gern er nach München wolle, denn Du habest so schöne Sachen.“

So lange ihre Kinder noch minderjährig waren, galt besonders der Tag des heiligen Nikolaus der Erzherzogin, alter wohlbegründeter Sitte gemäß, als derjenige, der jenen alljährlich zum Freudentage werden sollte. Jedes Jahr sann die Mutter darauf, wie sie ihn zu einem solchen machen könne. Lange vorher schon ergözte sie sich an der Ungeduld, mit welcher die Kinder seines Erscheinens harreten. Trafen alsdann die Bestellungen, die sie öfters durch den Bruder besorgen ließ, nicht zur rechten Zeit ein, dann war sie in großen Sorgen, in Furcht, dieselben möchten zu spät anlangen, in Zweifel, was zu thun wäre, um den Tag ja nicht ohne sein Eingebinde verlaufen zu lassen. Dieß sollte auch dann nicht geschehen, als die Kinder in den Jahren bereits vorgerückt, zum Theil schon erwachsen waren. Mit zartem Sinne wußte die Erzherzogin ihre Geschenke der künftigen Bestimmung ihrer Söhne anzupassen. So schickt sie von der Reise nach Spanien aus Mailand Leopold, dem künftigen Bischof, ein Altartuch, Maximilian Ernst, wahrscheinlich jetzt schon zum deutschen Ritter bestimmt, einen Degen.

So oft sie dann die Gaben des heiligen Nikolaus bereitete, eben so oft entschuldigte sie sich, daß dieselben nicht besser ausgefallen seyen. „Der Heilige,“ bemerkte sie von Mailand aus, „ist eben betagt; ich fürchte, wenn er auf seiner Wanderung hier einspricht, werde er nicht mit Vielem sich beladen können.“ — Während ihres dortigen Aufenthaltes ergözte sie sich manchmal an den launenhaften Ereignissen eines Glückstopfes. „Hab viel Geld vernarrt im Hasen,“ schreibt sie dem Sohne; „ist gar lustig gewesen.“ Sie machte ihre Einsätze meistens zum Besten der Kinder, auch anderer Personen des heimathlichen Hofes, wobei die Wechselfälle des Spieles, im Hinblick auf die Bedachten, ob sie von denselben in Gunst oder in Mißgeschick berührt wurden, manche Erheiterung gewährten. Mit Lust vergegenwärtigte sie sich die Verlegenheit des Jesuiten P. Balthasar über den Gewinn eines Ringes, den der Glücksfall dem schlichten Ordensmanne zugebracht hatte. Mit zartem Sinne wußte sie aneben der Gunst des Zufalles durch eigene Fürsorge nachzuhelfen, die Empfangenden aber dennoch ihren Dank jener zollen zu lassen.

Auch abwesend gedachte Maria der frohen Tage der Ihrigen und vernahm gerne Berichte darüber. Zu einem solchen Tage der Erheiterung scheint am Grazer Hofe der St. Thomastag bestimmt und es dort Sitte gewesen zu seyn, an demselben irgendwo sich zu erlustigen. Das unterließ Ferdinand, wahrscheinlich der ungünstigen Witterung wegen während des Winters, in welchem Maria zu Mailand sich befand. Sie billigte es nicht. „Hätte ich mich unter Euch befunden,“ schrieb sie dem Sohne, „die Witterung wäre mir nicht zu schlimm gewesen; ihr hättet mir sicher nicht zu Hause bleiben dürfen. Aber so geht es, wenn Niemand da ist, der antreibt.“ — Die Erzherzogin Eleonore war aus Kränklichkeit zum Trübsinn geneigt; deswegen hörte sie mit Vergnügen, daß sie einen Spielmann auf ihr Zimmer kommen lasse. „Sollte dieß selbst am Charfreitag geschehen seyn,“ bemerkte sie, „so wäre es keine Sünde, bloß eine „Kurzeil“ gewesen, wodurch andere Sachen, besonders die Trübsinnigkeit, wären verhindert worden.“

„Daß Du zu deinen Schwestern Masken gegangen bist,“ schrieb sie dem Sohne

um die gleiche Zeit, „dafür verdienst du keinen Vorwurf, zumal es in der Kammer geschah. Der Bericht über eure Musik hat mich lachen gemacht. Der Eleonora aber kannst Du einen „guten Filz“ dafür geben, daß sie mir so gar nichts davon schreibt. Sie thut gar zu heilig; wäre Sie es wirklich, dann sollte es mich freuen.“ Bald darauf sagt sie: „Ich habe mit Vergnügen von eurem fröhlichen Leben im Fasching gehört. Du hast recht gethan, daß Du auf Herrn Maxens (ihres Obersthofmeisters Maximilian von Schrattenbach) und deines Hofmeisters Rath eine Maskerade veranstaltet hast. Bei uns hat man nichts davon gemerkt, daß es Fasching sey.“

Dieser brachte jährlich allerlei Erheiterndes für den Grazer Hof. Schlittensfahrten, Schauspiele, Tänze wechselten. Doch standen diese mit dem Laufe der Gestirne und der weißlich angeordneten Bestimmung der Tageszeiten noch nicht im Widerspruch. Die Schauspieler waren meistentheils Engländer unter der Leitung eines Mannes, der als Katholik dem Blutdurste der sogenannten jungkräulichen Königin sich hatte entziehen müssen; sein Name war Spencer. — Noch in ihrem letzten Lebensjahre nahm Maria an den Ergötzlichkeiten der Faschingszeit freudigen Antheil, und es wird uns berichtet, daß dazumal sowohl für den Tag als für den Abend allerlei Munteres und Festliches erdacht wurde, wozu die anwesenden Herren und Ritter durch sinnreiche Veranstaltungen nicht wenig beigetragen hatten.

Ein solches Faschingsstücklein wird meine verehrtesten Zuhörer gewiß jetzt noch erheitern. Die Herren verhecten eines Tages hundert lebendige Hasen in verschiedene Theile der Stadt. Bald darauf bliesen die Hörner zur Jagd, zogen jene mit ihren Hunden daher, wurden die Hasen losgelassen. Das war ein Halloh durch alle Straßen. Die Einen unter den Einwohnern fürchteten bei dem Gelärme, es sey ein Feind eingebrochen und verschanzten sich hinter ihren Hausthüren; Andere glaubten, es sey Feuerlärm, und ließen Wasser herbeitragen; der Rector der Jesuiten meinte, man müsse sich gegen herantobendes Volk in wehrhafte Fassung setzen und vertheilte unter die Jöglinge, die eben bei ihrem Mittagstische saßen, Spieße, Prügel, Steine und stellte sie zur Wache an Thüren und an Fenster. Der Bischof von Lavant, gerade als Gast in dem Collegium, sprach Muth ein. Wie er aber draußen schallendes Gelächter hörte, öffnete er ein wenig das Hausthor, um zu sehen, was denn vorgehe; da wischten augenblicklich fünfzehn der verfolgten Hasen hinein, indes der Universitätskanzler, der nur das Getümmel hörte, mit lauter Stimme rief: „Der Feind ist da! Brüder, auf zum Kampf!“ Der Rector aber, bereits besser informirt, winkte, daß jeder die Wehre ablege, worauf die Kampfeslust gegen die zitternden Thierchen sich wendete, die als willkommenere Braten in Empfang genommen wurden.

Der heitere Sinn der Erzherzogin spricht sich besonders aus in dem Tone ihrer Briefe. Sie liebte es, dieselben mit launigen Einfällen, mit humoristischen Ausdrücken zu würzen. So spricht sie von dem „gnädigen Stallmeister“, den sie ein anderes Mal einen „stetigen“ nennt, von dem „gemalten Kaiser“ zu Prag. Einmal läßt sie ihren Kindern die Drohung zugehen, „sie werde so spanisch werden, daß man sie nicht mehr kennen solle.“ Dem Freiherrn von Rumpf schrieb sie: „von Herzen gönne sie dem Erzherzog Albrecht sein Bisthum (Toledo in Spanien); sie müsse bekennen, daß weder in Kärnthen, noch in Steiermark dergleichen Pfarreien zu finden wären.“ Der Auftrag, einem Kammerdiener zu sagen: „Wenn er sich betrübe, werde man ihn auf die Galeeren schicken, damit es ihm vergehe;“ einem andern: „Das Meer sey doch noch größer als der Starnbergersee seines Vaterlandes,“ beurfundet eine heitere Leutseligkeit, die auch Untergebene der Erzherzogin gewinnen mußte. Schreibt sie dem Sohne: „Ich höre gern, daß dem Tanhauser der Bart wächst, der wird rauschen wie der des Adams; komme ich nach Haus, so will ich sehen, wer dessen mehr hat, Du oder er;“ gibt sie ihm den Wink: „wenn er vor ihr zu Mariazell eintreffen sollte, so wolle er doch nicht Alles aufzehren, damit auch für sie noch etwas übrig bleibe;“ so begegnen wir hierin, im Vergleich mit der Weise, wie sie gewichtige Angelegenheiten zu besprechen pflegte, jener glücklichen Stimmung, welche je in dem schicklichen Augenblick so Ernst als Munterkeit sich eigen zu machen versteht.

Bei der treuesten Obsorge für die Kinder, bei niemals zweifelhafter Bereitwilligkeit denselben Freude zu bereiten oder zu gönnen, hielt Maria eben so fest an ihrer mütterlichen Autorität, als diese von jenen Allen bereitwillig mit einer in unsern Tagen selten mehr vorkommenden Ehrerbietung anerkannt wurde. Da begegnen wir einem Verhältnisse, von welchem schwer zu urtheilen ist, ob dadurch die Stellung der Mutter zu den Kindern, oder diejenige der Kinder zu der Mutter in ein helleres Licht gesetzt werde? In dem besten muß es begreiflicher Weise an Ferdinand hervortreten, da er in seiner Eigenschaft, als Aeltester und als Landesherr, sich leicht zu Andern hätte berechtigt glauben mögen. Böte auch seine Reise nach Ferrara, Loreto und Rom nicht mancherlei, was jetzt noch unserer Aufmerksamkeit würdig ist, so dürften wir schon deshalb seiner eigenen verlässlichen Nachrichten über dieselbe uns freuen, weil uns damit einer der schönsten Züge in Ferdinands Charakter zur anschaulichen Kenntniß gekommen ist, wie nämlich die freie Stellung des regierenden Fürsten vor der Ehrerbietung des Sohnes gegen die Mutter in den Hintergrund trat. Der Erzherzog unternahm seine Reise nicht ohne die Zustimmung der Mutter, der er zugleich als Tag der Rückkehr den Johannistag bezeichnete. Tag für Tag erstattete er ihr entweder selbst oder durch seinen Geheimschreiber Bericht über den Verlauf seiner Reise. Auf dem Heimwege wurde er von dem Großherzoge von Florenz, seinem nahen Anverwandten, auf das Zuvorkommendste empfangen. Bei der freundlichen Behandlung und bei dem vielen Sehenswerthen, was sowohl die Kirchen als die Paläste jener Stadt in sich faßten, überzeugte sich Ferdinand bald, daß er weniger als drei Tage dort nicht verweilen dürfe, und deshalb erst später, als er zugesagt, in Graz werde eintreffen können. Wäre nun der Fürst hier Niemand verantwortlich gewesen, so lebte doch in dem Sohne die Ueberzeugung, die Mutter habe das unbestreitbare Befugniß, Rechenschaft über seine Handlungen zu verlangen, sobald er sich Etwas erlaube, wozu ihre Zustimmung fehle; deswegen bat er sie ausdrücklich und dringlich um Verzeihung, daß er seinem Versprechen in Betreff der Rückkehr nicht statt thun könne. Zugleich fügte er zu seiner Rechtfertigung bei: „ihrem Scharfblicke könne es nicht entgehen, welcher Werth auf die Freundschaft ausländischer Fürsten zu legen sey. Da der Großherzog so vertraulich gegen ihn sich erweise, würde er unfehlbar durch allzufrühen Ausbruch denselben mißstimmen. In dieser Berücksichtigung zähle er auf ihre Rücksicht.“

Dies war aber nicht, wie man etwa meinen möchte, der Ausdruck der Schüchternheit eines zwei und zwanzigjährigen Jünglings, sondern es war tief begründeter Charakterzug, der durch den Lauf von zehn Jahren und unter allen Regentenhandlungen, die in denselben sich verflochten haben, nicht abgeschwächt werden konnte, indem in seiner Beziehung zu der Mutter der zwei und dreißigjährige Mann genau so sich darstellt, wie der eben selbstständig gewordene Jüngling, und die zarteste kindliche Liebe als unveränderliche Unterlage dieses Charakterzuges sich bewährt. Es ist rührend zu lesen, wie Ferdinand im Jahre 1608 vor dem Reichstage zu Regensburg, wo er des Kaisers Stelle vertrat, die Mutter, die über Unwohlseyn klagte, „um Gotteswillen“ beschwor, „ihm und allen ihren Kindern zum Trost ihre Gesundheit sorgfältig in Acht zu nehmen,“ doch ja mit Schreiben nicht sich anzustrengen; wie sehr er, in ihrer Nähe zu seyn und sie erleichtern zu können sich sehnt; wie gerne er das Kopfweh, das sie befallen hat, und jeden Schmerz, der sie treffen könnte, auf sich nehmen würde. „Wollte Gott,“ schreibt er ihr, „ich könnte für E. F. D. leiden, es sollte von Grund meines Herzens geschehen.“ Denn er ist fest überzeugt, „daß, so lange sie, die Kinder, die Mutter am Leben wüßten, sie nichts andern als des gewissen Segens Gottes sich zu getrösten hätten.“ Das sind, man fühlt es den Briefen an, nicht Redensarten, sondern die ungesältesten, die goldreinsten Herzergüsse.

Es war damals, als er mit großer Unlust, aber in treuer Anhänglichkeit an das Oberhaupt des Reiches und des Hauses zu Regensburg weilen mußte, für Ferdinand eine schwere Zeit. Hier der Reichstag, auf welchem die unkatholischen Stände

so spießig sich erzeigten, daß derselbe nach viermonatlichem Verlaufe ohne alle Frucht auseinander ging; dort Erzherzog Mathias, dessen Rüstungen leicht seinen Ländern gelten konnten, weil jenen die treue Vollziehung kaiserlicher Befehle gegen den Vetter aufgebracht hatte. Da bestand zwischen Sohn und Mutter der vertraulichste Briefwechsel; über jeden seiner Schritte setzt er sie in Kenntniß und nimmt rücksichtlich jedes desselben Zuflucht zu ihrem „hoherleuchteten Verstand.“ „In nichts,“ schreibt er ihr, „werde er ohne ihren Rath sich einlassen. Sollte er in irgend einer wichtigen Staatsangelegenheit nicht den richtigen Weg eingeschlagen haben, so wolle er ihrer mütterlichen Zurechtweisung gerne sich unterziehen.“ Da Mathias eine Zuschrift an ihn hatte abgehen lassen, welche Ferdinand mit Recht als ein „hitziges Handbriefferi“ bezeichnen konnte, sandte er dasselbe sammt dem Entwurfe einer Antwort der Mutter zu, und wollte diese nicht abgehen lassen, bevor sie nicht mit einigen der vertrauesten Rätthe entschieden hätte, daß die Erwiderung in dieser Form dem Vetter möge zugesendet werden. Ihrem Ermessen stellte er anheim, welche Vorkehrungen bezüglich der Sicherstellung des Landes zu treffen wären, dessen aber vorzüglich nahm Maria, bloß ein paar Wochen vor ihrem Hinscheiden, mit einer Geisteskraft und mit jener Entschiedenheit sich an, welche zu aller Zeit ein besonders hervortretender Theil ihres Wesens war.

Die Gesinnung gegen ihre Kinder spricht sich am schönsten aus in einem Briefe, den sie einst aus Veranlassung einer für sie höchst wichtigen Frage dem Freiherrn von Rumpf schrieb: „Dessen,“ sagt sie ihm, „mögt Ihr Euch zu mir versehen, daß ich gegen meine Kinder eine solche Mutter bin, und so Gott will, bleiben werde, um so lange sie sich wohl gegen mich verhalten, nichts Anderes zu suchen, als deren Nutzen. Was ich verlange, geht weder aus Vorwitz noch aus Eigensucht, sondern aus wahrer Fürsorge um dieselben hervor. Ich habe mir diese Jahre her genug gelitten, so daß ich jetzt dessen satt bin; wüßte ich aber, daß es meinen Kindern zum Nutzen dienen könnte, so wollte ich es noch gerne länger über mich nehmen und weder Mühe noch Arbeit scheuen.“ Als sie ihre Tochter Maria Christina in gefahrvoller Zeit und bei herrschender Unsicherheit durch die Türken nach Siebenbürgen begleiten sollte, schrieb sie eben Demselben: „Gerne wollte ich für sie sterben, wenn ihr damit geholfen wäre.“

Vergleichen Aeußerungen weisen aufs entschiedenste jeden Verdacht zurück, als wäre ihr strenges Aufmerken, daß während ihrer Abwesenheit, ohne ihr Vorwissen und ohne ihre Zustimmung in dem Hause Nichts von Bedeutung vorgenommen werde, aus einer andern Regung, als aus der treuesten mütterlichen Fürsorge, hervorgegangen. Allerdings sollte während ihrer Reise nach Spanien Ferdinand in Bezug auf seine Geschwister die Stelle des Hausvaters vertreten, aber bloß innerhalb der Gränzen der Aufsicht und des Ermahnens. Alles Uebrige behielt die Erzherzogin sich selbst vor, und nichts sollte ohne ihr Gutheißen geschehen. So vernahm sie unterwegs, ihre jüngern Söhne wollen sie zu Ferrara mit einem Besuche überraschen. „Das,“ schrieb sie Ferdinand, „glaube sie nicht, weil sie sich nicht denken könne, daß er ohne ihr Vorwissen ihnen so etwas erlauben würde.“ Während der Abwesenheit der Mutter ließ Ferdinand seinen jüngern Schwestern die hl. Firmung ertheilen. „Damit,“ bemerkte sie ihm, „hätte er wohl bis zu ihrer Rückkehr zuwarten können; würde sie die Sache für gut erachtet haben, sie wäre von ihr selbst angeordnet worden. In ihrer Abwesenheit hätte er sich keiner Neuerung unterstehen sollen.“ Noch entschiedener drückte sie ihre Verwunderung darüber aus, daß Ferdinand seine Schwester Cleonora reiten lasse; „hätte sie das gewollt, so würde dieselbe längst schon Unterricht im Reiten erhalten haben.“ In der Scheidungssache der Erzherzogin Maria Christina von dem Fürsten von Siebenbürgen wollte daher Ferdinand ohne Weisung der Mutter nicht das Mindeste thun; sie aber gab ihm Vollmacht dazu, doch nur in Beziehung auf das, was nicht bis zu ihrer Heimkunft sich aufschieben lasse. Eben so glaubte sie, die Einsetzung Leopolds in das Bisthum Passau könne bis dorthin auf sich beruhen, damit sie ihn erst ausstatten und mit ihm reden könne

Unterwegs wurde ihr gesagt, ihre Tochter Maria Christina gedenke nach München zu reisen. Da bemerkte sie dem Sohne abermals: „Das könne sie nicht glauben, da sie niemals um Erlaubniß hierzu sey gefragt worden,“ und fügte bei: „Du und Maria kennen die Welt noch nicht, wie ich sie kennen gelernt habe; wohl Dem, der bei der deutschen Einfalt bleibt.“ Entschieden mißbilligte sie, daß Ferdinand seine Schwestern mit sich auf die Jagd nehme. „Er sey,“ war ihre Einwendung, „nicht verheirathet; die Schwestern seyen es auch nicht; die Mutter sey nicht dabei; was die Welt dazu sagen würde?“ Eben so wenig sollten in ihrer Abwesenheit seine Schwestern öfter mit Männern sprechen. „Du bist jung,“ schreibt sie ihm, „wolltest Du Alles thun, was Deine Schwestern von Dir begehren, Du würdest viel Unrechtes thun. Maria hat bisher ein gutes Lob gehabt, ich möchte nicht, daß sie daselbe verlore.“ „Sie wisse,“ sagte sie dem Sohne ein anders Mal, „wie scharfe Blicke auf ihre Kinder geworfen würden und wie sehr das schnell fertige Urtheil der Welt zu befürchten sey.“ Ferdinand selbst aber wollte es sich nicht, kraft eigener Vollmacht, herausnehmen, die Mutter auf der Heimreise in München zu treffen, sondern bat sie erst: „sie möchte ihm erlauben, hinauf kommen zu dürfen.“

Hinwieder aber, als Maria wegen der Begleitung ihrer Tochter bis nach Spanien den Sohn um Geld angehen mußte, fügte sie bei: „Solltest Du finden, daß ich unnütze Ausgaben gemacht habe, so will ich mich zurechtweisen lassen.“ Der Reise wolle sie besonders deswegen sich freuen, weil er damit zufrieden sey. So umschlang Mutter und Kinder ein anmuthiges Band, gewoben aus der treuesten Fürsorge, der freudigsten Ehrerbietung und aus der lautersten gegenseitigen Liebe. „Wäre F. D. doch wieder bei uns,“ schreibt Ferdinand schon im dritten Monat nach Mariens Abreise, und sie erwidert: „Mir ist die Weil so lange, als Euch.“ „Wäre ich doch wieder zu Hause unter meinen Kindern!“ ist der Herzenswunsch, den sie in jedem ihrer Briefe ausdrückt. Es dünkte sie schon ein Jahr zu seyn, seit sie dieselben gesehen. Im Begriffe, zu Genua sich einzuschiffen, schrieb sie dem nachmaligen Kaiser: „Ich nehme auf eine weite Reise von Dir Urlaub; Gott der Herr helfe uns bald wieder zusammen. Du sollst Tag und Stunde wissen, wenn wir abfahren werden. Sterbe ich unterwegs, so bete für meine Seele.“

Bei Ferdinand aber beschränkte sich die kindliche Ehrerbietung gegen die Mutter nicht auf das Wort; sie prägte sich, für Jedermann wahrnehmbar, allem persönlichen Verkehr mit derselben auf. Niemals erschien der Sohn vor ihr, ohne daß er das Knie gebeugt hätte; niemals erlaubte er sich, sie anders anzureden, als: „Allergnädigste Frau Mutter!“ So oft sie zu Wagen stieg, bot er ihr den Arm; begleitete er diesen zu Pferd, so sprang er an der Burg schnell herab, um denselben zu öffnen, um die Mutter die Treppe hinaufzuführen. Alle ihre Wünsche galten ihm als Befehle; noch im Tode wollte er neben ihr ruhen. Dort zu Graz finden sich Beider Särge, aber in welchem Zustande? Es gereicht der Nachwelt zu schwerem Vorwurf, daß sie die hohen Tugenden solcher fürstlichen Personen in ihren Ueberresten nicht würdiger zu ehren weiß.

So darf ich mir wohl Glück wünschen, wenn es mir gegönnt ist, das Dunkel, welches die Mutter, dann die giftigen Nebel, welche das Bild, des Sohnes bisher umhüllt haben, einigermaßen zu zerstreuen und darauf aufmerksam zu machen, welche leuchtende Gestalten zur Freude, zum Troste und zu der innigsten Hochschätzung einem jeden wahren und würdigen Desterreicher in ihnen entgegenleuchten. Mein Stoff ist noch nicht erschöpft; ich kann, wenn Sie es wünschen, noch manches Schöne, was auf die Mutter sich bezieht, mittheilen, und von der Fürstin habe ich im Grunde noch gar nicht gesprochen.

Die Jesuitenmission in St. Völten.

In den verfloßenen Tagen wurde ich lebhaft an die Stunden gespannter Erwartung erinnert, welche das christliche Volk zu Antiochien zu Ende des vierten

Jahrhunderts erlebte, als es nach geschehener Empörung mit glühendem Buseifer zur Kirche eilte, und dort stundenlange an dem Munde des beredten Priesters Johannes Chrysoſtomus hing. Wir hatten nämlich hier eine heilige Volksmission, gehalten von Priestern aus der Gesellschaft Jesu. Nach den blutigen Tagen der Empörung traten diese ehrwürdigen Väter zum ersten Male vor dem österreichischen Volke auf, und kündeten ihm mit heiliger Begeisterung und aufopfernder Liebe durch eifrig Tage hindurch die ewigen Wahrheiten des Evangeliums. Und das Volk eilte, wie einst das zu Antiochien, in die Kirche, und scheute nicht Frost und nicht Unbequemlichkeit, sondern hing in lautloser Stille und mit würdevoller Andacht an dem Munde der vom heiligen Eifer durchglühten Priester. So konnte es nicht anders seyn, als daß diese Tage wahre Tage der Freude waren, sowohl für das christliche Volk, als für die hochwürdigen Herren Missionäre. Es waren die P. Joseph und Mar von Klinkowström, Schmude und Rohmann, die durch die Predigt des Wortes Gottes und die Spendung des heiligen Bußsacramentes während der Mission mit bewundernswerther Opferwilligkeit thätig waren. Im Ganzen wurden 42 Predigten gehalten, und die Kirche war stets gedrängt voll von Gläubigen aus allen Ständen; selbst Protestanten und Juden nahmen fleißig daran Theil. Drei Predigten wurden im Freien auf dem Domplaz gehalten, weil der Zubrang des Volkes zu groß war. Der Himmel war der heiligen Mission besonders günstig, da während derselben die schönste Witterung herrschte, mitunter wahre Frühlingstage; und doch fand die Mission im December (12.—22. incl.) statt. Kein Unfall, kein Unglück, kein Exceß trübte das heilige Ereigniß; im Gegentheile wetteiferten die Gebildeten und das Landvolk, das in Massen zuströmte, Geistliche, Beamte, Soldaten, Bürger u. s. w. in der Kundgebung ihrer gläubig erneuten Gesinnung. Das Theater mußte aus Mangel an Besuchern während der heiligen Mission geschlossen bleiben. Kurz, es waren außerordentliche Tage, die wir durchlebten, wahre Tage des Heiles, die gewiß Allen unvergeßlich bleiben werden, die daran Antheil nahmen. Die etwaigen Vorurtheile, welche gegen die Jesuiten und die Missionen bestanden, schmolzen schon bei der ersten Ansprache des hochwürdigen P. Superiors, Joseph von Klinkowström, wie Eis beim Sonnenlichte, und man kann annehmen, daß die eifrigen Theilnehmer an der Mission von aller romanenhaften Gespensterfurcht gründlich geheilt sind. Man kann wahrlich nur wünschen, daß die Gesellschaft Jesu auch anderwärts Gelegenheit finde öffentlich aufzutreten, weil Niemand besser als sie selbst durch ihr bloßes Erscheinen sich rechtfertigen kann; und es klingt wirklich bis zur Erbärmlichkeit lächerlich, wenn man die hiesige Stadt bedauerte, daß sie den Muth hatte, den hochwürdigsten Herrn Bischof um eine Jesuitenmission anzufragen. — Der Gang der Mission war, wie überall, der gleiche. Es wurde die ewige Wahrheit, fern von aller Controverse und Politik, ergreifend und erschütternd dargestellt, und darauf in das verwundete Sünderherz der Balsam der göttlichen Liebe gegossen. Es ist somit gar nichts Neues, was man in den Missionen hört; sondern nur das psychologische Ineinandergreifen der durch innerlich fertige und von keiner Menschenfurcht gehemmte Priester Schlag auf Schlag vorgetragenen Predigten bewirkt mit der Gnade Gottes diese außerordentlichen Erfolge. Mit heiligem Dankgeföhle preist man am Schlusse der Mission den dreieinigen Gott und fühlt sich doppelt glücklich, ein Kind der katholischen Kirche zu seyn, der so große Mittel für das Seelenheil der Gläubigen zu Gebote stehen. Rührend war die Abbitte vor dem Allerheiligsten und der weihewolle Gesang unschuldiger Kinder nach der Marienpredigt; wahrhaft erschütternd die feierliche Erneuerung des Taufgelübdes. Außer den gewöhnlichen Standeslehren fanden auch zwei Predigten für die Soldaten statt; zu allen Predigten, ohne Unterschied, stand Allen der Zutritt offen. (Oesterr. Volksfr.)

Christliche Lesefrüchte und Betrachtungen eines Laien.

(Fortsetzung.)

22. Die Zurückgezogenheit und Unsichtbarkeit Gottes vor unserm geistigen Auge und Erkennen ist für uns eine reiche Quelle der Heiligung und der Tugenden, die nicht ohne Kampf erlangt werden können („denn das Himmelreich leidet Gewalt“); es ist nicht schwer, sein Leid zu tragen, wenn man die leitende Hand Gottes gleichsam über sich erblickt, aber es ist schwer und verdienstlich, wenn man, beraubt dieses hoffnungreichen und stärkenden Trostes, den Dornenweg durch Finsternisse in Geduld und Demuth wandelt; — so ist es auch nicht schwer, von Stufe zu Stufe der Vollkommenheit zu gelangen, wenn man das Antlitz Gottes über sich leuchten sieht und sich von dem Wehen Seines heiligen Geistes umrauscht fühlt; da hat man Riesenkräfte, da hat man eine himmlische Heiterkeit und Stärke und fliegt gleichsam dem Ziele entgegen; schwerer und verdienstlicher aber ist es, wenn man den Weg zur Vollkommenheit im Zustand der Einsamkeit der Seele, beraubt der Süßigkeit des göttlichen Gnadentrostes, in Geduld und Ausdauer wandelt und oft keinen andern Gefährten mehr auf diesem rauhen Wege hat, als das Wissen, daß Gott es so will und als die demüthige Ergebung in diesen heiligen Willen.

23.

Ein Mensch, in dem das innere Leben der Gnade gegründet ist und der weiß, „wie süß der Herr ist“, kommt mir den Weltkindern gegenüber vor, wie ein Stummer; er hat ihnen gegenüber keine Sprache, um auszudrücken, was in ihm lebt; ja er kann es ihnen nicht einmal durch Zeichen verständlich machen, denn sie sind blind dafür. So muß er seine Seligkeit allein in sich tragen, wie sehr es ihn auch drängt, sie aller Welt zu verkündigen und begreiflich zu machen.

24.

Warum betrachten wir Sonne, Mond und Sterne so stumpf und mit so wenig heiliger Ehrfurcht? Und sie gehören doch mit zu den allerältesten Urkunden des Werkes der Schöpfung! Oder glaubt Ihr, die Sonne, der Mond, die Sterne, welche Ihr jetzt am Himmel seht, seyen andere, als jene, so dort zu schauen waren gleich nach Erschaffung der Welt? Adam und Eva und nach ihnen alle Menschen, Heilige und Sünder, haben sie geschaut herab bis auf unsere Tage; betrachtet sie also mit großer Ehrfurcht und Erbauung!

Die Katholiken in Holland.

Wie sehr die Katholiken in Holland bei öffentlichen Reintern gegen die Protestanten zurückgesetzt werden, beweisen folgende statistische Notizen. Die Zahl der Katholiken in den Niederlanden verhält sich zur Gesamtbevölkerung wie 2 zu 5. Im Staatsrath und bei der Volksvertretung zählen die Katholiken aber 27 auf 176 Mitglieder, also im Verhältniß wie 2 zu 11. In den verschiedenen Ministerien kommen auf 178 Beamte bloß 41 Katholiken, am höchsten Gerichtshof und in andern Staatscollegien auf 98 Mitglieder 8 Katholiken, bei gelehrten Corporationen auf 161 Titulare 8 Katholiken, in der Armee auf 605 Officiere 28 Katholiken u. s. w.; überhaupt auf 1818 königl. Beamte bloß 132 Katholiken, also ein Verhältniß von 2 zu 25, anstatt 10 zu 25. Ein ähnliches Verhältniß findet in den Provinzen statt. Merger aber noch als im Mutterlande ist es in den holländischen Colonien. Bei einem so unverhältnißmäßigen Uebergewicht protestantischer Beamten, und bei dem Bestande mehrerer protestantischer Gesellschaften, deren Bestrebungen insgesammt gegen die kathol. Kirche gerichtet sind, ist es wohl leicht erklärbar, daß den Katholiken ihre wohlbegründeten Rechte immer vorenthalten bleiben.